stellt das Irdische, Weltliche dem Religiösen, Göttlichen nicht nur gleich, sondern sogar noch höher und beginnt damit ein gefährliches Unterfangen, bereitet insbesondere durch diesen Grundsatz dem Missionswerk — um nur ein Beispiel herauszugreifen — unüberwindliche Schwierigkeiten, ja macht es u. a. geradezu unerlaubt!

Wie steht es nun mit der dritten Form, dem Nebeneinander von Kirche und Staat? Wiederum in der heiligen Schrift, Matthäus 22, 21, lesen wir: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." In diesem Ausspruch Jesu scheint uns in eindeutiger Klarheit das rechte Verhältnis der beiden Gewalten dargelegt zu sein. Es dürfte wohl gestattet sein, den Sinn der angeführten Stelle auch so auszudrücken: Gebet dem Staate, was des Staates ist, und der Kirche, was der Kirche ist. Unser Ausschaltung jenes kirchlich-staatlichen Nebeneinander, das zur offenen oder geheimen gegenseitigen Bekämpfung wird und für jeden halbwegs denkenden Menschen das größte Unglück für ein Volk bedeutet, soll hier nur vom einträchtigen Hand-in-Hand-Gehen von Kirche und Staat die Rede sein.

Ließen sich die Pflichten des Menschen gegen Seele und Leib oder, sagen wir, die religiösen und bürgerlichen Pflichten scharf voneinander scheiden und auf je einige Paragraphen einschränken — dann wären wir heil über den Berg und die Entscheidung wäre einfach: der Staat hat für das leibliche, die Kirche für das seelische Wohl des Menschen zu sorgen, ein drittes ist undenkbar.

So einfach ist die Sache aber leider nicht, schon das eine Wort „Grenzgebiete" belehrt uns eines Besseren. Wo fängt das leibliche Wohl an, wo hört das seelische auf? Vor allem muß die falsche Voraussetzung fallen, Staat und Kirche könnten sich nicht vertragen oder, wie es in einer oben angeführten Stelle heißt: „Es gibt nur ein Entweder — Oder zwischen Staat und Kirche." Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg — das gilt hier in gleichem, wenn nicht höherem Maße als anderswo. Der Staat ist seiner Idee nach eine Forderung des Naturgesetzes, die Kirche — und hier verlassen wir den eingangs angenommenen und beschränken uns auf den christlichen Kirchenbegriff — ein unmittelbares Werk Christi, des Gottessohnes. Kirche und Staat haben eine verschiedene Gewalt, ein bestimmtes Machtgebiet, innerhalb dessen sich jede mit Freiheit und unter Achtung der anderen Gewalt bewegen soll. Jede von beiden Gewalten ist in ihrem Gebiete die schlechthin höchste, endigt aber auch an bestimmten Grenzen, durch Natur und nächsten Zweck gezogen. Das Tätigkeitsgebiet der Kirche ist das Uebernatürliche im Glauben und Leben, das Religiöse (Innenchristentum) und das Kirchliche im engeren Sinne (Organisation usw.); hierbei kann u. E. ohne jeden Schaden der dogmatische Unterschied im protestantischen und katholischen Kirchenbegriff außer Betracht bleiben. Demgegenüber bezieht sich die Aufgabe des Staates auf das Natürliche, Weltliche, Bürgerliche. Diese Aufgabenumgrenzung darf aber nicht kurzsichtig, ausschließlich genommen werden; denn bei der engen Beziehung zwischen Innerem und Aeußerem betätigt sich die Kirche auch auf zeitlich-irdischem Gebiete (z. B. christliche Caritas), der Staat auch auf religiös-sittlichem (gesetzlicher Schutz der 10 Gebote Gottes usw.). Daher berühren sich die Zwecke und die Tätigkeit der kirchlichen und staatlichen Gemeinschaft, und als verbindendes Drittes zwischen ihren an sich getrennten Amtsgebieten kann man die „Vervollkommnung des Menschen" bezeichnen, die christliche Kultur und Gesittung.

Was nun etwaige strittige Grenzgebiete anbelangt, müßte der Staatsgewalt nur dann widerstanden werden, dann aber auch unbedingt, wenn sie offenbar dem göttlichen oder natürlichen Gesetze widersprechende Forderungen stellt. Schulbeispiel dafür bleibt das Verhalten der ersten Christen, d. h. ihr Gehorsam gegen den heidnischen Staat im allgemeinen, dagegen standhafte, von jeder sittlichen Empörung jedoch freie Nichtunterwerfung in Glaubensfragen. In gewissen Dingen gemischten Rechtes bleibt es stets das natürlichste, daß Kirche und Staat sich nicht voneinander trennen oder gar bekämpfen, sondern verträglich zusammengehen, sei es auf Grund festgefügter wirklicher Verträge — was bei der heutigen kirchlichen Organisation wohl nur für die katholische Kirche in Betracht kommen kann —, sei es durch im Einzelfall klarzustellende Richtlinien. Je mehr der Polizeistaat, der nur abschrecken, zum Rechtsstaat, der vergelten will, wird, je mehr dieser zum Kulturstaat sich ausbildet, der auch sittlich heben und bessern will; desto mehr müssen Kirche und Staat zusammenwirken und als gleichgestellte, engverbundene Autoritäten vor das Volk hintreten, aber als wirkliche Autoritäten, nicht als niedrig um Vorrang gelzende, machthungrige Gewalten. Daß beispielsweise unter solchen Umständen sowohl der gottgläubige Protestantismus wie der Katholizismus niemals auf den kirchlichen Religionsunterricht in der Schule verzichten kann, ohne seine Grundsätze aufzugeben, dürfte nach dem Gesagten einleuchten. Diese Frage allerdings bedürfte noch weiterer eingehenderer Behandlung.

Nach den gemachten Ausführungen stellen wir also das Verhältnis von Kirche und Staat folgendermaßen dar: „Es gibt zwei Wirklichkeiten in der Welt, Kirche und Staat; und der höchste Beruf beider ist es, in einträchtiger Zusammenarbeit den Menschen zum ewigen und irdischen Heile zu führen."

Beilage zum politischen Teil

Gewerkschafts-Parität

Nachdem sich die Generalkommission der freien Gewerkschaften in ihrem „Korrespondenzblatte" grundsätzlich zur Politik des 4. August bekannt und deren Fortsetzung aufs entschiedenste gefordert hatte, war der „Vorwärts" als Minderheitsorgan rasch mit dem Einwande bei der Hand, daß die Gewerkschaften als solche über die sozialdemokratische Politik nicht mitzusprechen hätten, sondern nur die Gewerkschaftler in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der sozialdemokratischen Partei. Gegen diesen Einwand des „Vorwärts" nimmt heute die Generalkommission in ihrem Organ nicht minder scharf Stellung, als sie es bei dem Bekenntnis zur Politik der sozialdemokratischen Fraktionsmehrheit getan hatte. Aus dem Beschluß des Mannheimer Parteitages von 1906 folgert die Generalkommission mit Recht, daß das Schwergewicht für die Entscheidung von Angelegenheiten, die die Interessen der Gewerkschaften und der Partei gleichmäßig berühren, in die paritätische Beratung der beiderseitigen Zentralstellen gelegt sei. Der Mannheimer Parteitagsbeschluß beziehe sich auch durchaus nicht allein auf seinen Anlaß, die Frage des politischen Massenstreiks, sondern handele allgemein von „Aktionen", und während er bisher noch nicht bei der Massenstreikfrage zur Durchführung gelangte, sei dies wiederholt bei anderen „Aktionen" (Maifeier, Jugendorganisation, Lokalstreik, Koalitionsrecht usw.) geschehen. Darum erklärt die Generalkommission:

„Die Politik des 4. August 1914 ist genau so wie die Politik des Koalitions-, des Vereins- und Versammlungsrechts, des Arbeiterschutzes, der Arbeiterversicherung, der Arbeitervertretung, der sozialen Hilfe für die Opfer des Krieges, eine Angelegenheit, die für die Gewerkschaften gleich wichtig ist wie für die Partei. Sie ist, solange die gegenwärtige Kriegslage anhält, für uns der Sammelbegriff aller Existenz-, Interessen der Gewerkschaften und auch, wie die Beschlüsse der zuständigen Körperschaften beweisen, der Partei. Den Gewerkschaften ein Mitbestimmungsrecht auf diese Politik bestreiten, das heißt die Existenz der Gewerkschaften auf Gedeih und Verderb der Partei ausliefern. Das wäre schon gegenüber einer Partei, deren politischer Haltung man ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbringen könnte, bedenklich, denn der Parlamentarismus bedarf der Kontrolle der Organisationen. Geradezu gefährlich wäre es aber angesichts der gegenwärtigen Strömungen in der Partei, von denen eine sich an die Disziplin wenig kehrende Minderheit der Reichstagsfraktion bestreit ist, diese feste Haltung der Partei umzustoßen. Daß die Gewerkschaften solcher Entwicklung der Dinge nicht teilnahmslos zusehen können, sollte man ohne lange Auseinandersetzungen verstehen."

Dieser Feststellung läßt die Generalkommission einen energischen Hinweis auf den Umstand vorausgehen, daß die Gewerkschaften auf wesentlichen Gebieten der praktischen Politik heute die Hauptarbeit leisten und bei der Kriegsfürsorge den größten Teil der geldlichen und werktätigen Lasten trügen. Unter solchen Umständen den Gewerkschaften zu erklären, sie hätten in den gemeinsamen Lebensfragen der Arbeiterbewegung nicht mitzusprechen, erscheint der Generalkommission als eine derartige Ungeheuerlichkeit, daß sie in solchem Falle das Interesse der Gewerkschaften an der Aufrechterhaltung des Mannheimer Abkommens für „erledigt" hält und hinzufügt: „Wir wollen keine Untersuchungen darüber anstellen, wer dabei das meiste zu verlieren hätte, das mögen die tun, die auf eine solche Lösung hindrängen."

Bilder aus dem Balkankrieg

Von unserem Kriegsberichterstatter in Serbien
Dr. Dammert.

(Nachdruck verboten.)

Heldentod der Pferde

Der Befehl lautete: „Die frisch beladenen Munitionswagen müssen ohne Rücksicht auf die Pferde in der Morgendämmerung des folgenden Tages die bei X. stehenden Geschütze erreicht haben." Der Transportführer nahm den Zirkel aus der Tasche und maß die Karte. In etwa 20 Stunden waren 60 Kilometer zurückzulegen, an Stunden der Rast war nicht zu denken. Dabei mußte die schwere Last durch tiefen, zähen Brei steiler Gebirgswege gezogen werden. „Alles fertig machen!" Er klopfte einem braven Tiere den Hals und strich ihm das struppige Haarbüschel aus der Stirne. Mehr im Spiel als aus Hunger suchte das welche Maul seine Hand. Ein Glück, dachte er, daß du nicht weißt, was dir bevorsteht. Die Wagen standen bereit. Er hob die Hand, die Kolonne kam ins Rollen. Der Weg schien in die Ewigkeit zu führen. Die Pferde ließen schläfrig die Köpfe hängen und stampften vorwärts wie Maschinen. Die Fahrer lagen schräg mit halbgeschlossenen Augen auf ihren Böcken, und auch die Reiter sanken immer mehr in sich zusammen. Selbst zum Träumen waren sie zu müde, ihr Gehirn war wie ein kahler, ausgeräumter Saal. Ein Trost, daß mit ihren Wagen auch die Sonne über das Firmament rollte. Zuweilen schreckten sie auf, wenn die Straße sich verstopfte, eine Furt oder eine brüchige Brücke zu überwinden war. Dann riefen sie ihren Pferden zu, oder sie schimpften mit anderen Fahrern, und es tat ihnen wohl, sich dadurch munter zu rütteln.

Nach kurzer Rast fuhren die Wagen in die Unendlichkeit der Nacht. Willig zogen die schlappen Pferde an, sterbensmüde, aber ohne Widerstand schleppten sie ihr Kreuz durch die langen Stunden der Finsternis. Wenn die Fahrt stockte, zitterten sie an ihren nassen Leibe, aber sie klagten nicht und erfüllten ihre Pflicht. Dem Führer blutete das Herz. Er schämte sich fast vor ihnen und sagte zärtlich, es sei etwas viel, ihnen diese Fahrt zuzumuten, aber er könne nicht helfen, Befehl sei Befehl; wenn die Munition am Morgen nicht zur Stelle sei, sei für alle Gefahr. Ob die Tiere ihn verstanden haben? Es war gut, daß es Nacht war und er ihren traurigen Blick nicht sah. Sie spannten die Nerven und Muskeln und trieben die steif gewordenen Beine vorwärts. Kilometer für Kilometer schob sich das Wegband unter den Füßen durch. Vielleicht empfanden sie dumpf die Schwere ihres Sklavengeschickes, die Bitterkeit ihres Gehorsams.

Die Wagen waren zeitig zur Stelle. Ihre Ladung verwandelte wertlose Eisengestelle in dräuende, siegbafte Kriegswerkzeuge. In einer Scheune wurden zwölf der heldenmütigen Pferde untergestellt. Einige davon sind wenige Stunden darauf unter qualvollen Angstzuständen eingegangen. Die durch die Ueberanstrengung hypertrophierte Herzmuskulatur, die in der Erregung der Bewegung sich nicht bemerkbar gemacht hatte, wurde dem ruhenden Körper zum Verhängnis. Sie hatten ihre Pflicht getan und mußten sterben. Wie viele unserer vierbeinigen Kameraden haben in diesem weglosen Lande das lebendige Wort dieser Zeit erfüllt: Getreu bis in den Tod.

Jovo, der Oberkellner

In Kruševac war eine „Speisenanstalt" eröffnet worden. Ein großer Saal wurde mit Tischen und Stühlen ausgestattet, im Billardzimmer nebenan stampften die Pferde. Der Besitzer des Gasthauses steckte irgendwo im serbischen Heere, auf dem Wege nach Montenegro oder Albanien, wenn er nicht tot oder gefangen war. Man frug nach Anverwandten und begegnete einem Kopfschütteln. Als man aber dann nach den Vorräten Umschau hielt, stellten sich die besorgten Angehörigen in Menge ein. Man beauftragte sie mit der Führung des Kasinos und setzte Preise fest, bei denen sie gut verdienen konnten. Vor dankbaren, hungrigen Gästen tauchten serbische Gerichte auf, Fleischklümpen mit paprikaerten, hammelfettigen Tunken, die groß aller Rätselhaftigkeit dem gewohnten Geist der Offensive erlagen. Die Achtung vor fremdländischer Kultur ist nun einmal aus dem Deutschen nicht herauszubringen.

In dem viel besuchten Saale war eine merkwürdige Kellnerschar. Etwa ein Dutzend junger Menschen trieb sich zwischen den Tischen herum. Mit einigen Bruchstücken von Hemden und Röcken suchten sie die Würde ihres Amtes vorzutäuschen. Der Fettgehalt der Röcke nahm täglich zu, der der Speisen aber ab. Es waren alles Dilettanten fragwürdiger Herkunft. Einer unter dieser Horde war unser aller Abgott. Er war ein Gymnasiast aus Belgrad, der einige Brocken Deutsch konnte, freilich von seiner Wissenschaft nur dann Gebrauch machte, wenn es sich um eine für ihn angenehme Unterhaltung handelte. Er war der Ober- und der Zahlkellner. Wie ein Irrsinniger rannte er zwischen dem Lokal und der in ihren Geheimnissen begrabenen Küche hin und her. Machte man ihm begreiflich, daß das Essen völlig kalt war, daß das Fleisch nur aus Knochen bestand, daß der Wein aus dem Essigfaß kam, daß man seit einer Stunde Suppe bestellt hatte, so zuckte er höflich, aber verständnislos, die Achseln und rannte zu einem anderen Tisch. Mef man einem der dienstbaren Geister auf Serbisch „bezahlen" zu, so schrie er das Wort aus Leibeskräften durch den Saal, damit aber war dann die Angelegenheit erledigt. Machte man nach einer halben Stunde schüchtern einen neuen Versuch, so erlebte man dasselbe Schauspiel. Meist gelang es erst nach langem Bitten oder Drohen, Jovo, den Oberkellner, zur Verrechnung der Zeche bewegen zu können. Er notierte wie ein Grandseigneur. Bemerkte er ein strenges Gesicht, so ging er im Preise herunter. Auf kleines Silbergeld legte er nicht den geringsten Wert. Er scheffelte nur im großen, und wer weiß, in welche Winnen und Löcher bei dieser Wirtschaft das reichlich eingehende Geld floß. Uns konnte das gleichgültig sein. Wir erfüllten die natürlichen Pflichten, so sehr uns das Zahlen erschwert wurde, und labten uns an den großstädtischen Genüssen.

Die Schwäbin

Auf einem vor der Stadt gelegenen großen freien Platz, der als Gefangenlager hergerichtet war, erschien jeden Tag um die Mittagsstunde eine Frau in vornehmer schwarzer Kleidung. Rings um das Feld waren hellgrüne und gelbliche Zelte aufgeschlagen, flüchtige Heimstätten für die durchwandernden Völkerscharen. Sie zogen an mir vorüber in ihren zerfetzten buntscheckigen Gewändern, in Felle und Bettdecken gehüllt, finstere, bärtige Gesichter, müde, gleichgültige Gestalten, stille, traurige Menschen, bei aller Verwilderung mit Zügen einer glücklichen gesegneten Jugend. Sie hockten herum, schlugen mit den Armen, um sich zu erwärmen, oder zogen zu dem Haus, wo das Essen verteilt wurde.

Unter ihnen stand jeden Mittag jene Frau in dem schwarzen, großstädtischen Kleid. Das rotwangige, jugendliche Gesicht von blondem Haar umrahmt, eine unverkennbar deutsche Erscheinung, die wie eine Fee inmitten der finsteren, räuberhaft zugerichteten Schar stand. Ihr tief bekümmertes Wesen erregte meine Aufmerksamkeit. Sie erzählte, daß ihr achtzehnjähriger Sohn im serbischen Heere steht, daß sie seit langem keine Nachricht habe und sich daher täglich bei den eingelieferten Einjährigen erkundige, ob sie ihn kennen und von ihm wissen. Sie war deutscher Herkunft, und es war ihr ein Bedürfnis, sich aussprechen zu können. Der Roman eines Herzens war in das Epos des Krieges hineinverwoben worden. Die stammte aus dem Lande der wanderlustigen Schwaben. In frühester Jugend hatte sie über ihr Leben bestimmt. Ein Serbe, der in ihrer Heimat tätig war, hatte ihre tiefsten Empfindungen wachgerüttelt. Vor ihrem träumerischen Blick tauchte ein märchenhaftes, von tiefer Leidenschaftlichkeit bewegtes Land auf. Die Eltern warnten und weiterten. Als sie sich ihrer Gewalt durch die Flucht entzog, waren die Brücken hinter ihr abgebrochen.

Ihr äußeres Leben nahm zunächst einen glänzenden Aufstieg, ihr Mann wurde Leiter einer bedeutenden staatlichen Fabrik, sie gehörten zu der großen Belgrader Gesellschaft. Ihre Schönheit trug ihr manche Feindseligkeit ein, zumal in Serbien fremdländische Abstammung nicht als ein Vorzug gilt. Königin Draga pflegte auf den Hofbällen sie in schnippischer Weise zu fragen: „Nicht wahr, Sie sind eine Deutsche?" — um sich dann demonstrativ von ihr abzuwenden. Ihr Mann gerieet in den Kreis der serbischen Helden, die in Kaffeehäusern, Spielbanken und Nachtlokalen ein Groß-Serbien zusammenbrauen wollten. Er muß in tiefe Staatsgeheimnisse eingewebt gewesen sein, denn er fing an, an Verfolgungswahn zu leiden und nachts die Wände abzuklopfen, Mistrauen und Drohungen umlauerten ihr Leben. Er ist dann irgendwo im Kriege gestorben. Da zeigte sich, daß das gesamte beträchtliche Vermögen heimlich im Spiel verlan war. Das einzige, was der Frau seit Jahren geblieben, war ihr Sohn. Als der Weltkrieg begann, wurde der Achtzehnjährige unter die Waffen gezwungen. Nun sucht sie ihn, seit Monaten herumtreend, mit der schmerzvollen Qual des Mutterherzens, das sein letztes Kleinod nicht der fremden Sache opfern will.

Ehrentafel

Zerstörung eines englischen Erdwerkes

Ungefähr 50 Meter vor der Front lag ein feindliches Erdwerk, meisterhaft eingebaut; unmerklich hoben sich die Umrisse vom Ackerboden ab. Ganz vorsichtig und nur auf ganz kurze Zeit durften wir uns über unserem Grabenrande sehen lassen oder die Klappe unseres Schießschlitzes öffnen; denn mit geradezu fabelhafter Sicherheit bedienten die Gegner ihre mit Zielfernrohr ausgerüsteten Büchsen. Jedoch gar bald sollte ihnen das Handwerk gelegt werden.

Das Werk sollte unterminiert und in die Luft gesprengt werden. Zwei Tage schon arbeiteten wir daran und kamen infolge der schwierigen Boden- und Wasserverhältnisse nur langsam vorwärts. Auf den Aufruf des Kompanieführers, mit ihm das Erdwerk zu sprengen, meldeten sich freiwillig der Unteroffizier d. L. Fritsch, ein alter Afrikakrieger, aus Witkau, Amtshauptmannschaft Zwickau i. S.; Pionier Müller aus Fischendorf, Schwarzburg-Rudolstadt, und Pionier Sauer aus Bad Bibra i. Th., sämtlich von der 2. Feldkompanie Pionier-Bataillon 22. Mit Handgranaten und Drahtschere ausgerüstet, krochen die vier gegen Mitternacht langsam vor; Zentimeter um Zentimeter. Fast eine Stunde dauerte es, bis sie auf 10 Meter vom Werk auf ein Drahthindernis stießen. Drahtscheren frei, und vorsichtig fingen sie an zu schneiden.

Fast waren sie fertig, da beginnt es auf einmal zu klingeln. Die Gegner hatten in ihrem Hindernis ein Läutewerk eingebaut. Im Nu begann ein furchtbares Schießen. Die vier sprangen rasch in eine kleine Bodensenkung, volle Deckung nehmend. Nach einer halben Stunde wurde es ruhiger, da schoben die Feinde auf jeder Seite des Werkes drei Mann als Sicherung vor. Ganz langsam krochen die vier in den eigenen Graben zurück, um auf günstigere Gelegenheit zu warten.

Der Morgen graute. Die ersten Strahlen der Novembersonne brachen durch die Wolken. Es wurde 7 Uhr, da wurde es auch drüben im Werke immer stiller und stiller. Allem Anscheine nach nahmen sie ihren Morgenkaffee ein. Da hielt der Kompanieführer den geeigneten Augenblick für gekommen. Die vier Tapferen stürzten vor, über die letzten Drähte des Hindernisses hinweg, zündeten die Handgranaten, warfen sie durch die feindlichen Schießschlitze und sprangen zurück in jene kleine Mulde vor dem Werke. Einige Sekunden danach entstand eine furchtbare Detonation, Balkensplitter, Bretterstücke und Erdklumpen wirbelten durch die Luft. Gleich danach besetzten die vier und zwei Gruppen Infanterie das vollkommen zertrümmerte Werk und richteten es zur Verteidigung ein.

Unteroffizier Fritsch erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse, die beiden Pioniere Müller und Sauer die bronzene Friedrich-August-Medaille.

* * *

Ein todesmutiger Richtkanonier

Die 6. Batterie Reserve-Feldartillerie-Regiments Nr. 23 war plötzlich an einer Stelle eingesetzt, an der die Gegner vorgedrungen waren und hartnäckig, zäh nachdrängten. Ein wilder Angriff hatte begonnen. Tobendes, jeder Beschreibung spottendes Trommelfeuer mehrerer Batterien lag auf der 6. Batterie, die dicht hinter der eigenen Infanterie stolz ihr Dasein behauptete. Todesmutig saßen die Kanoniere an den Geschützen, todesmutig erfüllten sie ihre Pflicht, unangetastet des rasenden Feuers und des noch rasenderen Gotteszorns. Da plötzlich fährt eine Granate in ein Geschütz, durchbohrt das Oberschild und explodiert mit scharfem Knall in der Bedienung. Sieben Splitter treffen den Richtkanonier, den Gefreiten Rudolf Leschke aus Freiberg, und sitzen in der Brust und in den Armen. Ihm raubt es für kurze Zeit das Bewußtsein. Doch — es ist so ruhig um ihn. Ist er allein? Er sieht um sich und sieht sie, seine Kameraden, die eben noch mit ihm dem Feinde wehren halfen, tot oder verwundet, so schwer verwundet, daß sie sich nicht erheben können. Aber da durchfährt es ihn. Du mußt ja schießen, dein Geschütz darf nicht ruhig sein. Und schwer setzt er sich an seinen Platz und allein, mit den schweren Wunden an seinem Körper, bedient er sein Geschütz, treu, pflichtbewußt, bis ihn die Kräfte verlassen und er ohnmächtig neben seinem Geschütz zusammensinkt.

Für sein Verhalten wurde er mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.